

«Pfefferscharf»

Repliken auf Patrick Franks «Das Ende der Schweizer Neuen Musik»
(dissonance 133, März 2016, S. 6–8)

Wie mit den meisten Künstlern, die etwas zu sagen haben, war der Umgang mit Daniel nicht nur «pflegeleicht»: Seine Vorstellung von einer bestimmten Ästhetik verfolgte er mit einer «getriebenen» Geradlinigkeit, die auch mal als Sturheit oder Widerborstigkeit wirken konnte – mit Worten war hier wenig auszurichten. Daniel liess sich nicht «am grünen Tisch» umstimmen; man musste ihn Musik-immanent für eine Überzeugung gewinnen, dann war es auch plötzlich widerstandslos die seine ...

Daniels ungeheures, fast unmenschlich anmutendes Schaffenspensum und sein ungestümer Ur-Wille zur Kreation haben uns einen noch unüberschaubaren Reichtum an Aufnahmen, Videos, Installationen und Konzepten hinterlassen, den zu sichten und zugänglich zu machen viele Jahre in Anspruch nehmen wird.

Für uns als Weggefährten wird Daniel nicht mehr dröhnend klingen, vibrieren, sirren oder leise flüstern – er ist plötzlich, unerwartet und inmitten vieler konkreter Pläne verstummt. Bei denen, die ihn direkt auf der Bühne erlebten, oder das Glück hatten, intensiv mit ihm zu arbeiten, hat Daniel etwas tief Archaisches zum Anklingen gebracht – im ekstatisch Lauten wie im verschwindend Leisen. Seine die Seele massierenden druckvollen «Beats» auf der grossen Trommel, ohrenbetäubend kreischendes Metall, tiefe «Drones» oder in sich ruhende, warme Sounds auf der Rahmentrommel – so werden wir sie live nicht mehr erleben können! Daniels Identität als Klangmagier und die starke Präsenz seiner Person wird uns sicherlich in der Erinnerung bleibend weiter beeinflussen und uns auf diese Weise dabei helfen, zumindest einen Teil der Leere zu überwinden, die eine so reiche Persönlichkeit hinterlassen muss. Wir werden versuchen, das künstlerische Erbe weiter zu tragen und am Leben zu erhalten.

Christoph Bösch

Hallo Patrick
Danke für deinen Denkanstoss. Da ich als Schweizer Komponist (melde mich aber auch als spartenübergreifender Autor) pauschal und öffentlich von dir «pfefferscharf» angegriffen worden bin, möchte ich hier die Gelegenheit ergreifen, dir zu antworten. Ehrlich gesagt ist es nicht ganz einfach, deinen nebulösen, pauschalen Urteilen zu folgen. Für mich zeugt es schon mal von mangelndem Niveau eines Angriffs, wenn etwas ohne Aufzeichnung eines Gegenentwurfs schlechtgeredet wird.

Es wird in deinem Artikel nicht wirklich klar, von wem du eigentlich sprichst (*die* Schweizer Neue Musik gibt es nämlich nicht, oder kennt sie jemand?). Und warum benennst du ausgerechnet die Schweizer Szene, eine Szene die sich eben gerade durch enormen stilistischen Reichtum, Eigenbrötlerei und Originalität auszeichnet? Hier ein paar Anmerkungen zu einigen deiner Vorwürfe:

Was meinst du mit «kritischer Haltung in der Neuen Schweizer Musik»? Öffentlich wird sie sicher quantitativ schwächer, weil immer mehr Aufführungen immer weniger Medienplatz zur Verfügung steht. Im inneren Kreis aber wird diskutiert. Du bist herzlich willkommen. (Oder nicht? Ist das der Grund deiner Verärgerung oder Wut?)

Konzertreihen zu gründen etc. zeugt vom Interesse, das der Neuen Musik entgegengebracht wird. Das ist nicht umtriebiger, sondern zeigt Energie und Opferbereitschaft der Schaffenden. Abgesehen davon: wärst du nicht umtriebiger, könntest auch du deine Stücke gar nicht aufführen, denn es gibt niemand, der auf unsere Musik wartet.

Zur Publikumsverunglimpfung: Warum sollen «Verwandte und Freunde» schlechtere Zuhörer sein als andere? Auch hier die Frage der Sichtweise: für Lady Gaga gibt es zwischen 50 und 200 Zuschauern keinen Unterschied, beide Veranstaltungen sind irrelevant; da stehst dann eben

du, lieber Patrick, quasi als nächster am Öffentlichkeitspranger und deine Performance wird zur privatstüblichen Aufführung; abgesehen davon kommen die Leute ja nicht wegen Frank, sondern wegen Donaueschinger nach Donaueschinger. Dort ist es eigentlich egal, mit wem man sich langweilt, Hauptsache man ist dabei.

Internationale Präsenz: Gratuliere, du hast es geschafft! Mangelndes Karrierebewusstsein ist aber keine Charakterschwäche. Jeder Kulturschaffende weiss es, internationale Präsenz ist keine Frage der Qualität oder der Relevanz, sondern der Beziehungen und der persönlichen Anstrengung. Heute wird niemand entdeckt, der nicht entdeckt werden will. Zudem machen es Jugendkult und Angst vor Zuschauerschwind für karriereunwillige Künstler schwer, sich über längere Zeit zu behaupten, vor allem in einem Umfeld, wo ohne spjdo (sexy-poppig-jungdiskursiv-oberflächlich) nichts mehr geht. In Zürich beispielsweise sind die drei wichtigsten Veranstalter für Theater/Tanz/Musiktheater im Off-Bereich (Theaterhaus Gessnerallee, Rote Fabrik und Tanzhaus) inhaltlich gleichgeschaltet (eben spjdo). Ein kulturelles Debakel. Wieso soll ein Veranstalter oder Intendant an den Rändern suchen (das braucht nur Zeit – die hat er nicht), wenn er endlich die Möglichkeit hat, seine Vorlieben zu befriedigen. Vorschlag: Besser als ein künstlerischer Leiter, der ein grosses Festival 20 Jahre leitet und Kraft seiner Vorlieben bestimmte Strömungen ausschliesst, wäre ein heterogenes Leitungsteam, das alle zeitgenössischen Strömungen erfasst.

Nationale (regionale) Orientierung: Im Sinne einer gesellschaftlichen Veränderung (so wie du das anstrebst) muss man sich fragen, ob viele regional wühlende Kreativschaffende für eine humane und ethische Gesellschaftsentwicklung nicht relevanter sind als ein Künstler, der

sich international durchgesetzt hat und Kraft seiner Berühmtheit in die Gefahrenzone der unkritischen Rezeption gerät.

Zur Frage der Relevanz: Dort, wo die Oberflächenkultur sich mit dem Etikett «Experimentell» und «Relevanz» schmückt, dabei die Zuhörerschaft mit Harmlosigkeiten zuschüttet, die sie beim Verlassen des Theaters schon vergessen hat, fühle ich mich nicht zu Hause. Die wichtigsten Eigenschaften der Kunst, nämlich Poesie, Originalität, Berührung und Wachheit werden weggespült. Ich spreche dabei niemandem ab, sich künstlerisch kritisch mit der Umwelt auseinanderzusetzen. Dies sollte aber mit dialektischen Mitteln passieren. (Und nicht mit Phrasendrescherei wie z.B. in deinem Projekt *wir sind aussergewöhnlich II*, wo Allgemeinwissen von einem Politiker verbreitet wird, der in seinen 15(!) Jahren als «linker» Bundesrat keinen einzigen utopischen Ansatz zustande gebracht hat. (Es musste eine CVP-Bundesrätin kommen, um die Energie-wende einzuleiten...). Von intelligenter Auseinandersetzung mit dem Publikum kann keine Rede sein. Gleichgesinnte baden hier in der gleichen, lauwarmen Badewanne und spielen mit den gleichen intellektuellen Quietschentchen. Politisch instrumentalisierte, intelligente Kunst ist die, welche die Zuhörerschaft herumtreibt, die Identifikation erschwert, sie ins Schwitzen bringt und hellwach macht. Politische Kunst mit Sendebewusstsein muss unbedingt dialektisch sein (bei Eisler kann (könnte) man da viel dazulernen).

Dann folgen in deinem Rundumschlag ein Reihe von Fragen, deren Beantwortung (wenigstens teilweise) eine wirkliche Auseinandersetzung möglich machen, die Antworten bleibst du aber schuldig.

Zu den grossen Fragen: mir aufschwätzen zu wollen, was die «grossen Fragen» dieser Welt zu sein haben, empfinde ich als arrogant und hochnäsiger. Als Komponist sind für mich die grossen Fragen, wie ich von Takt 1 zu Takt 2 komme, und

nicht, wie ich verhindern kann, dass die Schweizer Bevölkerung immer mehr Wohnraum beansprucht. Zu tagespolitischen Fragen kann ich als politisch hellwacher Genosse viel mehr erreichen als mit meiner Kunst.

Wenn meine Musik einen Zuhörer hellwach macht und dieser in aufgeregter Stimmung den Konzertsaal verlässt, habe ich vielleicht mehr erreicht als du mit deinen diskursiven Ansätzen. Ich kämpfe für etwas anderes, deinem Ansinnen diametral entgegengesetztes:

Poetisches, Umwerfendes, Originelles zu schaffen, das empfinde ich als meine Aufgabe, und ich bin traurig und wütend darüber, dass die heutigen Bühnen diesen Anspruch aufgegeben haben und uns mit oberflächlichen, diskursiven spjd-Performances flächendeckend zuschütten (und der Gipfel: diese dann noch «experimentell» nennen).

Coda: Wie gesagt, in deinem Artikel wimmelt und wimmert es von Fragen und Anklagen, bitte versteh, wenn ich nicht auf alles eingehen kann. Generell stehe ich Künstlern, die mit dem Freiheitsbegriff hantieren, misstrauisch gegenüber.

Verstehe mich nicht falsch: Institutionen und Abläufe, die Kunst fördern, zu hinterfragen, finde ich legitim und wichtig, auch die Arbeit von Künstlern darf man kritisch hinterfragen, aber man soll die Kritik bitte klar formulieren und vor allem spezifizieren, Veränderungskonzepte und Alternativen aufzeigen. Künstlern vorzuschreiben, mit welchen Fragen sie sich zu befassen haben, ist Gesinnungsdiktatur und zeigt eben das wahre Gesicht dessen, der seinen Freiheitsbegriff den anderen um die Ohren schlagen will. Missioniere deinen nächsten wie dich selbst (Patrick Frank: *Ouverture Freiheit – die eutopische Gesellschaft I*), das gilt leider auch für dich, resp. für die Gesinnung, die aus deinem Denkanstoss spricht.

Mit regionalen Grüssen

Mischa Käser

Ich habe Patrick Franks Artikel mit Interesse gelesen. Seine im zweiten Teil geäusserte Kritik an der «Schweizer Neuen Musik» kann ich allerdings nur teilweise nachvollziehen, und sie entspricht auch nicht dem, was ich selbst bei eigenen Konzertbesuchen erlebe. Schliesslich gibt es da, aus meiner Sicht, doch sehr unterschiedliche Akteurinnen und Akteure. Ausserdem ist heutzutage «Neue Musik» (glücklicherweise!) ein ziemlich schwammiger Begriff, den man enger oder breiter auffassen kann. Internationale Ausrichtung oder Präsenz der Schweizer Musikerinnen und Musiker nehme ich in der Szene sehr wohl wahr. Mir scheint, die Schweiz orientiere sich, gerade weil sie selbst so «klein» ist, sogar viel mehr am Ausland als zum Beispiel Deutschland. Ich finde, gerade in der Zeitschrift *dissonanz* ist besonders deutlich abgebildet, wie vielfältig und international die Schweizer Musikszene ist, zum Beispiel mit Robin Meier und Daniel Ott in der Nummer 133. Aber eigentlich widerspricht die ganze Zeitschrift genau diesem Mangel an Auseinandersetzung und kritischer Haltung, die Patrick Frank beschreibt. Das mag ich auch so gerne an der *dissonanz*: Für mich ist sie eine sehr international orientierte, kritische und trotzdem auch «Schweizer» Zeitschrift.

Cathy van Eck

Die Redaktion der *dissonanz* hat mich eingeladen, aus der Sicht des künstlerischen Leiters des Collegium Novum Zürich eine Antwort auf Patrick Franks Artikel «Das Ende der Schweizer Neuen Musik» zu schreiben. Vorab: Ich stimme Patrick Frank in vielem zu, was seine Beobachtungen gesellschaftlicher Entwicklungen seit 1989 betrifft. Freilich war die Perspektive, aus der ich diese Prozesse wahrgenommen habe, eine andere, als diejenige, die er in seinem Text einnimmt: nicht die Draufsicht aus der Philosophenperspektive, sondern

eher die von jemandem, der von diesen Entwicklungen ganz unmittelbar betroffen war. Als ein im Osten Deutschlands Geborener habe ich mir als junger Mensch Neue Musik in einem Klima der Unfreiheit und der geistigen Bevormundung erschlossen: Ich suchte damals – ich rede vor allem von den 1980er Jahren – nach einer Kunst, in der das, was sich mir als tägliche Erfahrung einschrieb und mein Bild von der Welt und ihren Verhängnissen prägte, artikuliert sei – nicht in einem platt programmatischen Sinne, sondern in den innersten Strukturen der Kunstwerke selbst. Es ging dabei immer um das, was Patrick Frank als die kritische Haltung beschreibt. Ein Aufbruch, der für wenige Wochen im Herbst 1989 Hoffnungen machte, wurde in Windeseile korrumpiert und pervertiert. Anstatt von Stasi und Polizei wurde man nun von Neonazis behelligt. An die Stelle von Zensur und Gängelung traten nun die Kräfte des Marktes – auch im Bereich der Kultur. Thesen, die ein Ende der Geschichte verkündeten, kamen mir damals einigermaßen absurd vor. Vielmehr erschien vielen von uns der fatale Lauf gesellschaftlicher Entwicklungen ungebremst. Aber gut: Die neuen Verhältnisse boten bei aller Trostlosigkeit insbesondere der frühen 1990er Jahre auch Perspektiven und Freiräume, die man nutzen konnte. Als ich dann zum Agierenden in Sachen Neuer Musik wurde, habe ich immer versucht, jene kritische Haltung, die für mich als Rezipient prägend war, zu bewahren.

Nicht nur im wirklichen Leben, sondern auch im Bereich der Kunst bin ich getragen von der Überzeugung, dass nur der, der weiss, woher er kommt, Gewissheit über den Weg, den er beschreitet, gewinnen kann. Eine sich an Inhalten, an kritischer Haltung orientierende Arbeit wurde mir beim CNZ nicht nur ermöglicht, sondern sie wurde gefordert. Insofern kann ich Patrick Franks Feststellung, sie sei in der Schweizer Neuen Musik inexistent, nicht teilen. Das betrifft auch

das Publikum. Gewiss: Auch die Veranstaltungen des CNZ werden nicht überannt, aber wir haben ein stabiles, seit Jahren langsam, aber stetig wachsendes Publikum, das sich glücklicherweise mehrheitlich nicht aus Vertretern «unserer kleinen Szene» rekrutiert, sondern aus Menschen ganz unterschiedlicher Prägung, die eint, dass sie von zeitgenössischer Musik eben genau jene kritische Haltung erwarten.

Patrick Frank beklagt den Mangel an internationaler Ausrichtung der Schweizer Neuen Musik. Welche Art von Internationalität ist gemeint? Der Programme, der Mitwirkenden, der Präsenz Schweizer Künstlerinnen und Künstler auf den Festivals zeitgenössischer Musik, wie es sie vor allem in Europa noch gibt? Eine Ausrichtung an den dort gesetzten Trends und Moden? Wie stände es denn dann um die meines Erachtens zurecht eingeforderte kritische Haltung? Donau- eschingen im Oktober 2015: Wie alle Jahre finden die Donaueschinger Musik- tage statt. Zur gleichen Zeit sind in der Stadt rund 2000 Flüchtlinge untergebracht. Die Krisen unserer Zeit sind sichtbar und spürbar. Und die Neue Musik? «Aus der Kombination, Verkettung und Überlappung verschiedener Prozesse, beispielsweise eine leicht exponentielle Beschleunigung auf linear centweise absteigenden Tonhöhen mit stark logarithmisch zunehmender Lautstärke, ergibt sich eine ungeheure Vielfalt an Wahrnehmungsdifferenzierung, die <Ästhetik der Kurve> und der Krümmung», las man im Einführungstext eines Komponisten. «Welt, fragst du nach mir nicht, was frag ich nach dir?», könnte man mit Johannes Brahms singen. Gesellschaftliche Relevanz? Fehlanzeige – mit einer Ausnahme: Mark Andres *über*, mit dem das Festival schloss. Warum ich nun gerade dieses Werk für gesellschaftlich relevant halte und andere, die sich an der Oberfläche mit gesellschaftlich relevanter Thematik befassen, nicht, wäre wohl zu erörtern, aber dazu ist hier nicht der Platz.

«Künstlerische Kraft zeigt sich mit- hin an internationaler Präsenz», behauptet Patrick Frank. Es sei bescheiden gefragt, ob er es für möglich hielte, dass Präsenz auf den internationalen Foren der Neuen Musik ausser mit künstlerischer Kraft auch mit einigen jener Untugenden zu tun habe, die er allein den Vertretern der Schweizer Musikszene unterschiebt? Dass es in diesen internationalen Zirkeln neben der grossen Kunst auch um Macht, Eitelkeiten, Einfluss, Geld und Karriere geht, meinte ich gelegentlich beobachten zu können, und mit welch harten Bandagen da gekämpft wird, durfte ich doch recht eindringlich erfahren. Vielleicht wäre es ein Indiz für künstlerische Kraft, wenn sich die Neue Musik und ihre Protagonisten auch jenseits der Biotope zu bewähren vermöchten, denen sie entwachsen sind. Das CNZ jedenfalls versucht, in und ausserhalb der Schweiz auch dort präsent zu sein, wo Neue Musik sonst nicht selbstverständlich ihre Refugien hat. Ergänzend sei angemerkt, dass internationale Präsenz auch mit ökonomischen Faktoren zu tun hat. Für Schweizer Ensembles ist es nach dem sogenannten Frankenschock nochmals schwerer geworden, im Euroraum präsent zu sein. Wir setzen deshalb verstärkt auf Kooperationsmodelle – zumal mit Partnern, mit denen wir bestimmte künstlerische Überzeugungen teilen. Ich teile allerdings Patrick Franks Beobachtungen insofern, als mir scheint, dass bestimmte Eigenarten der Schweizer Kulturförderung introspektive Tendenzen zu stärken geeignet sind, wenn der Bezug zur Region, zur Stadt oder zum Staat zu sehr betont wird.

Patrick Frank formuliert eine ganze Kaskade von Fragen. Er sei versichert: Es sind genau jene Fragen, die auch uns – damit meine ich jene Musikschaffenden, mit denen ich in und ausserhalb der Schweiz zusammenarbeite – umtreiben. Ich bin in vielen Fragen überhaupt nicht im Dissens mit ihm, nur glaube ich, dass die von ihm kritisch benannten Phänomene eben weniger spezifisch schweize-



risch sind, als er unterstellt. Mich hätte interessiert, ob er andernorts Modelle realisiert sieht, die dem, was er an der Schweizer Musikszene vermisst, alternativ entgegenstehen könnten. Mir erscheint diese Szene gerade im Umfeld jener die Neue Musik intensiv fördernden Hochschulen in Basel, Bern und Luzern durchaus lebendig. Einige der aus diesen Hochschulen hervorgegangenen Musikerinnen und Musiker spielen nunmehr in unserem Ensemble, gehören – wie etwa der amerikanische Schlagzeuger Brian Archinal oder der Pianist Gilles Grimaître – zu den besten ihrer Generation und bringen sich auch inhaltlich intensiv ein. Darüber hinaus gründen sie in der Tat eigene Konzertreihen und Ensembles – nicht aus Karrieregedenken, sondern aus künstlerischer Abenteuerlust. Patrick Franks kritischer Rundumschlag erscheint mir sehr pauschal, und ich bin nicht sicher, inwieweit er wirklich intensiver Kenntnis der Szene entspringt. Bei unseren Veranstaltungen jedenfalls ward er längere Zeit nicht gesehen. Er ist herzlich willkommen. Auch zum Diskutieren.

Jens Schubbe

Ein Denkanstoss braucht eine Stossrichtung, und kraft dieser will Patrick Frank mit seinem Pamphlet die gesamte Neue Musik-Szene der Schweiz ins Banale hebeln. Dabei deckt er zwar virulente Probleme des Kultur-Betriebes auf: Verbindlichkeit, Wirkungsgrad, Vermittelbarkeit, Ansätze für Kritik, politische Verantwortung, Verortung gegenüber Gesellschaft. Diese Krisen auf einen gescheiterten Pluralismus zurückzuführen, greift jedoch zu kurz. Von Kritik an der Postmoderne explizit auf die Schweizer Musikszene zu schliessen ist tollkühn und absurd, weil sie in gleichem Masse auf andere Länder zutrifft.

Einige Denkrückstösse:

1. Die kritische Haltung ist nicht inexistent

Die Definition, was Kritik sei, ändert sich mit der Gesellschaft. In der chinesischen Kulturrevolution inkludierte der

Begriff Denunziationen, um das System zu «verbessern». Im Zuge der von Frank beklagten Individualisierungsprozesse der Postmoderne wird auch Kritik immer persönlicher; ein Schwachpunkt in der Kommunikation entsteht. «Kritik» darf genannt werden, was eine Beurteilung anhand von Massstäben vornimmt. Heute besteht schon oft kein Konsens mehr darüber, welche Massstäbe gewichtig sein sollen oder überhaupt existieren. Die Herausforderung für den Einzelnen besteht darin, seine Position anhand möglichst vieler Massstäbe zu reflektieren, um mit der Gesellschaft aktiv und passiv kritikfähig zu bleiben. Der Begriff Kritik läuft somit auf eine Art kollektive Selbstverantwortung hinaus und lässt sich nicht mehr nur auf Rezensionen in (Print)medien reduzieren. Diese wiederum sind aufgrund der verschiedenen Massstäbe zu einem Spagat gezwungen, der viele Kritiker scheitern lässt und Redaktionen zu Streichübungen veranlasst.

2. Inhalte neigen dazu, sich vor gewissen Erwartungshaltungen zu verbergen

Es war eben auch Baudrillard, der auf die «Verzauberung» der Welt, die Wiedereinführung des Geheimnisses in die Ordnung der Dinge setzte gegen den kalten Rausch der Produktion, der Transparenz und der «Entzauberung». Erwartet Patrick Frank von Musik nun eine immerwährende Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen, könnte sich ihm Poesie in einem anderen Feld schlichtweg verweigern. Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden steht jedenfalls keinen Einzelpersonen an. Dass Quantität einfacher messbar ist als Qualität (Gründe hierfür vgl. 1), führte zwar bei Radiostationen und Printmedien zu einem Einschaltquotendenken. Im Kurationsprozess geht der Vorwurf der Quantifizierung aber nicht auf. Hierfür gibt es zu viele individuelle, selbstlose Positionen und eine grosse aufstrebende Generation junger Komponisten, die alle wissen, dass sie mit ihrem Schaffen keine Millionäre werden.

(Absolute) Musik gehörte seit jeher zu den am schwierigsten zu decodierenden Künsten. Im Pluralismus des 20. Jahrhunderts verschärfte sich diese Problematik. Interdisziplinäre Ansätze können heute dank technischer Möglichkeiten mehr denn je zu mehr Verständnis oder intensiverem Erleben verhelfen. Technikfetisch- oder Illustrations-Fallen sind natürlich nicht gemeint.

3. Das Ende einer Hilfskonstruktion

Die Begriffe «Neue» und «zeitgenössische» Musik braucht Frank erstaunlich unkritisch, sind sie doch per se anmassende Verlegenheitslösungen für eine Unmenge an Positionen, implizieren aber gleichzeitig immer noch die fatale Trennung von U und E, geschaffen für die Vergütung von Tantiemen. Sich heute sinnvoll neu zu positionieren und zu benennen, wäre tatsächlich eine interessante Aufgabe für den Tonkünstlerverein (der Name erscheint mir weniger verfänglich als das obige Begriffspaar). Einige der Fragen aus Franks buntem Katalog wären dann schon einfacher zu beantworten – oder obsolet.

4. Indifferent ist nicht gleichgültig

Der Philosoph Wolfgang Iser erkennt die Gefahr, dass undifferenzierter Pluralismus in Indifferenz umschlagen kann, und umschreibt diesen als «Unmöglichkeit oder Unfähigkeit zu wählen und aktives Subjekt zu sein». Er sei nicht auf Gleichgültigkeit als persönliche Einstellung oder Eigenschaft zu reduzieren. Eine diffuse Szene unter der lotterigen Klammer «Neue Musik» muss trotz überzeugender Einzelpositionen entsprechend anfällig für das Phänomen der Indifferenz sein. Was nicht bedeutet, dass Initiativen zu ihrer Überwindung nicht dringend notwendig sind.

Moritz Müllenbach

[Aus Platzgründen konnten wir leider nicht alle Zuschriften im Heft abdrucken. Weitere Leserreaktionen von Jean-Jacques Dünki, Beat Gysin und René Wohlhauser auf \[www.dissonance.ch\]\(http://www.dissonance.ch\) in der Rubrik Diskussion.](#)